

Das Prinzchen.

Novelle von Hedwig Nicolay.

Das Feld war weit und weiß, so weiß und leer, daß das Auge müde wurde.

Das wandernde Mädchenauge lehnte sich zurück zu der halbdunkeln Stube mit den altmodischen Möbeln, wo die alte Wendelin auf dem Stamin ihr leises Ruckeln hören ließ.

Alles war heimlich und traut in der Stube, wie überhaupt in dem ganzen uralten Gutshaus, und doch pochte das Mädchenherz oft so wild und verlangend und wünschte sich hinaus in die schöne Welt, wo es etwas anderes zu sehen gab als das Feld und die Heide.

„Traute ist kein Heidekind,“ sagte Peter Ambach, der das heimliche Schenken der blauen Augen richtig zu deuten verstand, „sie will immer hinaus; Heidekinder lieben ihre Scholle.“

„Sie ist ein Prinzchen,“ meinte Frau Johanna und strich liebevoll über das lockere goldblonde Haar des lieblichen Mädchens.

Traute war auch kein Heidekind, und die Ambachs hatten keine Ernterechte an sie.

Vor zwölf Jahren war eine Frau an der Türe des Gutshauses erschienen, wo sich der ehemalige Schiffskapitän Peter Ambach, nachdem ihm ein Stück vom Angiprit das Knie gerichniet, als friedlicher Landwirt niedergelassen hatte, und wohin ihm seine späte Liebe gefolgt war.

Eine große, dunkle Frau mit einem Kinde auf dem Arme war über die Schwelle getreten, und nachdem sich die Fremde, wie in großer Erschöpfung, einen Augenblick an den Türschwamben gelehnt, hatte sie den dünnen Schleier zurückgeschlagen, der ein bleiches, verhärmtes Gesicht freigegeben.

Frau Johanna ahnte nicht, was kommen würde, als ihr Gatte mit bebender Stimme einen Namen ausrief: „Judith!“

Was zwischen der Fremden und ihrem Peter gesehener war, wußte die Gattin nicht, sie sprach so selten von alten Zeiten; aber als die kleine Frau nun in müdem Ton zu sprechen anging: „Ich habe es nicht geföhrt bei meinem Mann, wie ich dachte, statt Wang und Freude fand ich Jammer und Not! Bedammte mich nicht, Peter, daß ich unter Verlobnis löste, als du auf dem Weltmeer schwanmst; ich habe schiedet an dir gehandelt, und ich bin hart gegen dich!“ — Da wußte Frau Johanna Wehleid.

Sie blühte zu ihrem Peter hin, der schädlich die Weise stopfte und dabei mit jammerer Betonung sagte: „Ja, so, es hat wohl so sein sollen!“ Judith Wangfeld wollte nichts für sich selbst, sie hat nur für das eine vierjährige Kind auf ihrem Arm.

Die andern schlafen da und dort, wo uns das Gesicht hinwärt, sagte sie. „Das Trauten hier geht mir auch verloren in der bitteren Not. Niemand du es auf für einige Zeit, Peter; du hast mir damals gesagt, wenn ich etwas brauche, sollte ich an dich denken. Aber mir das Kind an, bis ich es besser durchbringen kann, mal müssen doch bessere Zeiten kommen.“

Peter Ambach sah in das kleine, dünne Kinders Gesicht, und ohne sich zu bedenken, nahm er die Kleine und legte sie seiner Frau ans Herz. Diese packte ihre großen Weten aus der Truhe und bereitete für das Wirtchen ein Lager, auf dem sich ein Entschlohn hätte strecken können. Sie hoffte, es würde schon hineinwachsen.

Und es wuchs hinein! Es wuchs gesund und kräftig auf und wurde groß und schlank. Wie ein Sonnenstrahl schien es unter den Händen der beiden alternenden Leute emporzuschließen. Aber es blieb etwas Feines, Apartes an dem Mädchen, etwas, was sich nicht in die Art und Weise der Kinder des Dorfes schied; jedermann hatte sie gern, und bald hieß sie liberal nur das Prinzchen.

Prinzchen war immer fröhlich, nur wenn die Dämmerung nahte, schlich sich etwas Seltzames in ihr junges Herz, eine unbewingliche Sehnsucht nach fernem, unbekanntem Glück, das nicht bis hierher in die Heide kommen wollte. — Und eines Tages kam es doch! Wenigstens schien es Traute so, als ob es das Glück wäre.

Eine Kutsche kam vor das Haus gefahren, aus der eine verhüllte Dame schlüpfte. Mit sicherem Schritt kam sie durchs Gatter, öffnete die Haustür und trat schnell ins Zimmer. Es war Judith Wangfeld.

Traute hatte erkannt auf die Fremde, die sie einloch in den Arm nahm und sagte, die für Peter und

Johanna allerlei Geschenke auspackte, die von Dankesgefühlen sprach und davon, daß sie gekommen sei, um jetzt den Qualgeist heimzuholen in ihre große Wohnung in der Stadt, wo es ihr endlich so gut ginge, wie sie es sich immer gewünscht habe.

Sie redete noch viel, was Traute und auch Peter und Johanna nicht verstanden, aber das verstanden die beiden alten Leute ganz genau, daß ihr Kind, das ihnen in den zwölf Jahren wie ein eigenes an ihr Herz gewachsen war, in hellem Entzücken aufjubelte, als es hieß, die elegante Fremde sei ihre Mutter, und sie selbst solle nun fort aus der einsamen Heide in eine große Stadt voller Menschen und Lebenswürdigkeiten.

„Sie ist kein Heidekind,“ sagte an anderen Tage Peter Ambach mit schwerer Stimme, als der Wagen mit dem Liebling davonrollte. Trautes Augen leuchteten trotz der bitteren Abschiedstränen, die ihnen entquollen.

Frau Johanna schweig; sie sah mit verschleiertem Blick dem Fuhrwerk nach, bis es im Nebel am Horizont verschwand, und packte dann Frau Judiths mitgebrachte Herrlichkeiten still in die Truhe.

Am Nachmittag kam ein großer, flachsblauer Jüngling; er trug vorzüglich einen verhüllten Gegenstand.

„Ist Traute nicht da?“ fragte er.

„Die ist fort,“ antwortete Peter Ambach, „fort für immer!“

Aber Frau Johanna sagte mitleidig, als sie des jungen Menschen tief erschrockenes Gesicht sah: „Ihre Mutter kam gestern plötzlich an und hat sie uns weggeholt nach der Stadt. Kommt, mein Junge, setze dich, ich werde dir etwas zu trinken geben.“

„Traute ist fort,“ kam es stöckend von Walters Lippen, und seine großen Augen wurden noch größer und runder.

„Fort für immer,“ Klang es wie ein Donnerwort in sein Ohr, und ohne noch einen Laut zu sagen, stellte der Jüngling das Glas, das er gebracht hatte, auf den Tisch und ließ schnell hinaus in die weisse Heide, in der, eine halbe Meile entfernt, sein Vaterhaus stand. Er war des Gutshausbarn einziger Sohn, der zwölf Jahre lang Trautes treuer Kamerad gewesen und nun gekommen war, um ihr sein Abschiedsgeld zu geben, bevor er sein Militärdienst in einer fernem Garnison abdiene.

Peter Ambach hob das Tuch auf und sah das herrlich geschmückte Modell eines Schiffes, das Walter Dörbeck als Dankbarbeits- oder Schmuckstück für die Freundin selbst angefertigt hatte. Im Innern war es in verschiedene Fächer geteilt, und am Backbord des Schiffes stand mit roter Farbe Trautes Name.

Traute lebte nun im Hause ihrer Mutter. Diese hatte sich nach dem Tode ihres Mannes, der gleich ihr der Bühne angehört hatte, nach vielen Mühen und Enttäuschungen auf den weibbedeutenden Brettern der Kleinstädte endlich eine Position in der Großstadt errungen. Sie fand, daß ihre Tochter, die sich aus ihrer Entfremdung plötzlich in eine interessante Schöne versetzt sah, noch an allen Orten belobelt und geschliffen werden mußte, und da sie wünschte, Traute solle sich ebenfalls der Bühne widmen, gab sie ihr selbst Unterricht in ihrer Kunst.

Das junge Mädchen zeigte auch Lust und Talent und wurde alle Tage schöner. Bei ihrem ersten Tritt auf der breiteren Welt nahm sie sich wie das Prinzchen aus, das sie im einsamen Haus in der Heide gewesen war.

Sie hatte auch das Heidehaus und die Pflegerischen nicht vergessen, sondern schrieb herrliche Briefe, die Frau Johanna sorgsam vernahmte. Manchmal fanden auch Briefe für Walter Dörbeck darin; aber der war schon längst mit dem Soldatenjahr fertig und studierte auf der landwirtschaftlichen Hochschule in einer fernem Stadt.

Mehr als ihr Talent und ihr Können zog die Anmut und Schönheit Prinzchens die Besucher ins Theater; und die Mutter sowie der Direktor konnten mit der jungen Künstlerin zufrieden sein.

Nicht lange dauerte es, da sprach man über das ungeheure Glück des jungen Mädchens. Ein Prinz der Nebenlinie des regierenden Hauses sollte sich mit ihr verlobt und die Hochzeit schon festgesetzt haben. Traute sollte nun eine wirkliche Prinzessin werden!

Das Theater war gedrängt voll, denn die reisende Braut sollte zum letzten Male auftreten, bevor sie ins Privatleben zurücktrat, um auf jener anderen Bühne zu glänzen, wo nicht weniger Schauspielkunst nötig war als hier. — Nach der Vorstellung war beim Feiern ein Fest angelegt, und die Gäste vernahmten die Länge des Stückes, das die junge Braut spielte, während die Zuschauer im Theater immer wieder der entzückenden Erscheinung zujubelten.

Trautes Augen suchten in der Loge den Geliebten, doch als sie ihn

nirgends erblickte, fing ihr Herz mit einem Male umhau zu klopfen an. Da wurde ihr in der letzten Reihe ein Billet von ihm überbracht, und als sie es gelesen hatte, war ihr zumute wie jenem König aus dem Morgenlande, der das Haupt in ein Wasserbecken taucht und sich plötzlich, aus Macht und Glanz hinausgeworfen, als Vetter in der Wüste sieht.

Das Briefblatt enthielt die Worte: „Teuerste Traute! Sehr bedeutende Spielschulden zwangen mich, die Hilfe meines Vaters in Anspruch zu nehmen, der eine handsgemäße Verbindung zum Preise seiner Unterfertigung macht. Ich bin demnach gesungen, die ältliche Prinzessin Weihenheim zu heiraten, hoffe indes, daß dadurch in unserer Freundschaft keine Aenderung hervorgerufen wird, und daß Sie, teuerste Traute, dennoch heute bei meinem Feste erscheinen!“

Armes Heidekind! Das also war das Glück, das du erträumt hattest! Der Geliebte ein Spieler, der sich selbst dem ungeliebten Weibe verkauft und auch dich zur Erloosung stempeln will!

Traute schlug die Hände vor das Gesicht. Ach, war denn das alles Wahrheit und kein böser Traum?

In ihrem Zimmer hinein tönte die Glocke des Spitzkonzerts, sie mußte wieder hinaus vor die tauende Augen des Publikums. Sie ta's und übertraf sich selbst im Spiel.

Als der Beifallssturm noch das Haus durchbraute, warf sie ihren Mantel um und lief wie geheiht hinab auf die Straße, dem Sturm entgegen, sie wußte selbst nicht mo-
Durch ihr wundes Herz schwirrte ein Lied, das sie manchmal gesungen, ohne zu ahnen, daß es einmal für sie selbst passen konnte.

„War ich geblieben doch auf meiner Heide, Dann hätte ich nichts gewußt von all dem Leide, Wär' ich daheim doch nur, wär' ich geblieben, Dann hätte ich nichts gewußt von all dem Lieben...“

Sie wußte nicht, wie lange sie schon gelaufen war, als sie plötzlich hinter sich ihren Namen rufen hörte. Sie wandte sich um und sah in die großen blauen Augen eines hochgewachsenen, flachsblonden Mannes. „Kennst du mich nicht mehr, Trautechen?“ fragte er mit einem Lächeln, das Freude und Schmerz zugleich spiegelte. „Es wäre kein Wunder, wenn du mich vergessen hättest, denn ich bin nicht verheiratet geworden wie du.“

„Walter,“ rammelte Traute mit bebenden Lippen, „du bist es, Walter Dörbeck!“

„Ja, und um deinetwillen bin ich jetzt hierher gekommen,“ entgegnete er. „Ich hatte mir geschworen, dich nicht eher wiederzusehen, als bis ich ein fertiger Mensch geworden sei; aber du wartetest das nicht ab, denn du sollst ja die Braut des vornehmen Mannes geworden sein.“

„Ach, Walter,“ jähnte Traute in brennender Qual. „Ich habe meinen Schwur gehalten,“ fuhr der junge Mann fort, „denn heute bin ich Herr auf unserem Gute geworden; Vater will dich zur Heide setzen, da er keine Freunde an Schöffen mehr findet seit der Mutter Tode. Morgen geht's in die Heimat. So war im Ehepact und habe dich bezeugt, und als du die Bühne verließest, fand ich auf dich ging an den Ausgang, um dich noch einmal in der Nähe zu sehen. Als ich dich dann so wild fortjagen sah, bekam ich Angst um dich und bin dir nachgeeeit — Traute — er trat dicht an sie heran, „wenn du mich brauchst, so bleibe ich hier trotz meines Vaters Ruf.“

Da stieg mit einem Schlage vor ihrer gewählten Seele das alte Heidehaus mit der tiefen, behaglichen Wohlthat und den beiden treuen Menschen darin auf, und wieder schwirrten die Worte des Liebes durch ihren Sinn.

„Walter,“ rief sie unter hervorströmenden Tränen, „nimmt mich mit! Bring mich fort von hier, wo alles Trug und Lüge ist! Ich möchte wieder beim in die stille Heide, wo ich so glücklich war, so glücklich!“

„Als die Vienen im Sommer summen über das Heidekraut schwärmen, blühte ein schönes Mädchen vom Dorfe hinab, von wo ein blonder Mann den Pfad heraufkam. Hinter ihr sah Frau Johanna und strickte und lächelte dazu, und Peter Ambach mit dem eisgrauen Haar und dem fleischigen Auge, der an den Wiesenböden emsig herumtastete, lächelte ebenfalls.“

„Nun, Trautechen,“ fragte der blonde Mann, ihre Hände stark ergreifend, „hast du dich besonnen? Was sagst du, Prinzchen?“

Da stieg in das Mädchenamtig eine hohe Note. Was waren die funkelnden Steine, die der Traum des Bühnenlebens um ihren Hals gewunden hatte, was war das Licht der Flammen der Theaterjaes gegen den tiefen Glanz dieser ehrlichen Männeraugen!

Sie warf sich an seine Brust, und mit einer Stimme, die ihm bis ins innerste Herz drang, sagte sie: „Ja, ich will deine Frau werden, Walter, denn ich liebe dich, und ich will nie wieder fort von der Heide, denn ich weiß jetzt, daß das Glück für mich nur hier zu finden ist.“

Das alte Paar hatte diese Worte verstanden. Peter Ambach nickte seiner Johanna zu und sagte stolz und herzlich: „Sie ist doch ein Heidekind unter Prinzchen, ein echtes; und ich bin so froh, daß sie die Scholle hier liebt, die sie noch ein einmal besitzen wird!“

Genialität des Körpers.

Von Emil Ludwig.

Unsere Eltern und Voreltern kultivierten einen intellektuellen Hochmut, sie litten an einer Ueberhäufung der Gerechtigkeit im allgemeinen, die speziell durch die verblüffenden schnelle Herankunft jener Erfindungen und Entdeckungen genährt wurde, die die exakten Wissenschaften ermöglichten. Ihr Nationalismus, der mit dem Aufblühen dieser Wissenschaften korrespondierte, hat den Physiker gottähnlich gemacht oder doch zum wissend lächelnden, getränkten rex mechanicus. Man lemt die beiden großen Rückschlüsse: neu aufspringende metaphysische Leidenschaft und Wiederherabstürzen mystischer Gewalten sind die Zeichen unserer Jugend.

Eine dritte Reaktion wirkt vielleicht noch mehr in die Breite: das Wiedererwachen des Körpergefühls. Die vorige Generation suchte sich im Besitze der Geheimnisse des Lebens, in einem Grade, wie nur theoretische Geisteskräfte das vermag, die dem Leben fremd geblieben. Die gegenwärtige, auch in dieser Hinsicht glücklicherweise angelernt, fängt an, die Haltung über den Geist zu stellen, und die Leidenschaft ihrer Weisen gilt weniger dem Wissen als der Schnelligkeit, weniger den Tatsachen der Luft, des Wassers und der Erde als ihrer Ueberwindung. Der höchste Ausdruck gespannter Menschenträfte, das Genie selbst rückt nun ins Laegestlich des Körperlichen. Eine erhöhte Bildung im Physikalischen, eine Passion für die Ausarbeitung des Dynamischen hat neue Ziele des Energiegeschaffens, deren Erringer mit wahrer Macht belohnt werden. Die Lorbeeren, die den Jüngern der Weltmeisterleistungen inbilden, sind nicht so elend, als ihre Gegner, die Anhänger der geistigen Zentralen, mit leicht entzählbarem Reide sie darstellen mögen. Die großen Meister, und Fahrer, die Jäger, Hinger und Forscher sind wirklich heute die Könige des Lebens, und wer einwendet, dies sei von außen gesehen, vergrübelt, daß wer von Macht spricht, die Aufgabe hat, von außen zu sehen. Das alles liegt an Material.

Dies Material, in dem die Künstler des Varietes arbeiten, die sich bezeichnenderweise Artisten nennen, ist das edelste: der menschliche Körper. Aber er ist es in einem strenger und unerbitlicheren Sinn für sie als für die Schauspieler. Man ist Schauspieler wirklich mit Leib und Seele. Körperkünstler aber ist man allein mit seinem Leibe, und weil nur er eine Gewißheit darstellt, sind diese Menschen einseitige, naive Naturen. Sie allein bilden ohne jedes Hilfsmittel, wortlos, materiallos, nur mit ihrem Körper sagen sie, was sie der Welt zu sagen haben. Woher kommt es, daß die beiden stärksten Klassen: geborene Künstler und geborene Kritiker diesen Körper so leidenschaftlich zuzuhören lieben? Und woher, daß selbst die Bourgeoisie, sonst so kühl oder gierig, von einem flüssigen Trapesekünstler zu einer Beklemmung verurteilt, zu einer Spannung gedehnt, zu einem Verfall fingerissen wird, wie er nur je ein Theater durchbraute?

Der Maler, der Plastiker werden mit kühleren Augen bewundert, die Verehrung des Publikums wird eingekerkert durch ein dunkles Gefühl: wer gründlich den Marmor bebauen, die Farben reiben lernte, der mag dann wohl Bilder und Statuen machen, wie ein tüchtiger Hochschüler schließlich Brücken baut. Vor dem Kunst-Virtuellen steigt die Bewunderung: die Leute sehen ihn am Werk und müssen denken: mit diesen zehn Fingern bringt er die herrlichen Töne hervor. Aber da ist es das Instrument, dessen er bedarf und dessen Anblick das Erstaunen mindert. Noch stärker wirkt auf den Maler der Schauspieler: er braucht nur die Kehle und Zunge, den Leib und die Arme, die wir alle haben, und bringt doch mit diesen Gliedern Werke hervor, deren Verehrung nur noch der Gedanke schwächt, daß er nach dem Diktat eines unsichtbaren Dritten spricht und agiert.

Der Körperkünstler aber steht auf der Bühne, und all sein Schweben und Mettern, sein Steigen, Fallen, Gehen, Krögen, Rennen und Schwingen macht er mit ebendiesem Organismus, den wir alle, die unten sitzen, in gleicher Anlage in uns spüren, und er macht es als Herr, ohne übergeordneten Meister. Mit Gliedmaßen, die wir prinzipiell eben zu bewegen vermögen, vollbringt er Stürze und Umwendungen, Sprünge und Balancen, deren Nachahmung den Dilettanten lächerlich macht. Gerade die unter ihren Zuschauern, die den menschlichen Körper am besten studiert, wie der Plastiker, oder geübt haben wie der Sportmann und der Flieger, bewundern diese Seiltänzer und Luftspringer, diese Schlängelmenschen und Jongleure am tiefsten; sie kennen die Schwierigkeit. Zur Deutung dieses Phänomens

Wie der Name „Nothjährl“ entstand.

Der Name „Nothjährl“, der jetzt in der ganzen Welt wiederklängt, ist noch nicht sehr alten Ursprungs und hat seine eigentliche Entstehung der Stadt Gampover zu verdanken. Es war im Jahre 1760, als der alte Maier Amiel Nothjährl, der Gründer des Hauses, in Gampover beim Panflier Duppensheim arbeitete. Hier lernte er den General von Estorff kennen, dem er seine ganze spätere Laufbahn verdankte. General von Estorff machte ihn nämlich mit dem Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen bekannt, der mit dem Nothjährl in geschäftliche Beziehungen trat. Durch diese Geschäfte verdiente Nothjährl soviel, daß er im Jahre 1779 in Frankfurt a. M. in der Judengasse No. 26 ein eigenes Haus kaufen konnte. Hier machte er ein Bankgeschäft auf, das den Grund zu dem Reichthum der Familie Nothjährl legte, der schon sprichwörtlich geworden ist. Die Entstehung des Namens hängt nun mit diesem Geschäft aufs engste zusammen. Das Geschäft hatte nämlich ein rotes Schild, auf dem die Bestimmung des Ladens verzeichnet stand. Als nun kurze Zeit darauf Kaiser Josef II. allen Juden im Deutschen Reich befahl, einen Familiennamen anzunehmen, nannte sich der Weiger des Ladens Judengasse No. 26 „Nothjährl“.

Der Späthjodolbauer läßt seinen Sohn Paulus studieren; einmal kommt der Späthjodol junior nach der Stadt, betritt das Zimmer seines abwesenden Vaters und findet ein Buch, in dem er blättert. Plötzlich steht er auf eine Kapitelüberschrift: „Die forntijöhne Säule.“ „Noi weger!“ sagt der Späthjodol ganz erfreut, „nune reut mi'ich Geld nit, sel i weis, as mei Jodele da au vo der Landwirthschaft was lerne tut. I weisch wägen nit, was de forntijöhne Säule vor e Klasse sind, aber Säule sind's edt do!“

— Von Papa abgelaucht. Lehrer in der Religionskunde zum Schüler: „Nimmst du mit jagen, warum König Salomo „der Weise“ genannt wurde?“

Griff. „Ja, weil er gleichzeitig mehrere hundert Hausfrauen in Ordnung halten konnte, und Papa sagt, es gehört schon ein tüchtiger Mann dazu, bloß auf eine aufzupassen.“

— Ein naiber Sprachorcher. Dümme: „Woher kommt wohl die Bezeichnung Navigators für Matrosen?“

Gheile: „Das ist doch sehr klar! Wenn ein Matrose im Hafen einem zweiten begegnet, so fragt er ihn: „Na, wie geht der?““

Humoristisches.

Die Lustur.

Yaron (zu Moses, der einen sehr defekten Regenschirm aufgespannt trägt): „Moses, wochu machste 'ne Lustur?“

„Wie? Ich?“

Yaron: „Na, Du! Als De hoch hast fogar 'n Schirm mit Ventilation!“

Einziges Gefähr.

Trinker (der in's Wasser gefallen): „Auswendig vertrag' ich's schon — wenn ich nur nie schlud!“

Landstreicher-Humor.

Erster Landstreicher: „Nanu, Du hast ja heute ganze Stiefel an?“

Zweiter Landstreicher: „Ja, der meberne Korus wirft auch in unsere Kreise seine Wellen.“

Ruchmmergehmlich.

A. Herr, der im Wortwechsel Kameel genannt wurde, wußtschnaubend: Mein Herr, Kameel — Kameel — das ist zu viel.

B. Na, ich habe nichts dagegen, bitte suchen's sich halt a anderes Wiecheltraus.

Schnadaß ipferl.

Wenn an den Waden Nit ist zu tabeln, Fernen die Waden Stantapen 's Rabein.

Humoristisches.

Die Lustur.

Yaron (zu Moses, der einen sehr defekten Regenschirm aufgespannt trägt): „Moses, wochu machste 'ne Lustur?“

„Wie? Ich?“

Yaron: „Na, Du! Als De hoch hast fogar 'n Schirm mit Ventilation!“

Einziges Gefähr.

Trinker (der in's Wasser gefallen): „Auswendig vertrag' ich's schon — wenn ich nur nie schlud!“

Landstreicher-Humor.

Erster Landstreicher: „Nanu, Du hast ja heute ganze Stiefel an?“

Zweiter Landstreicher: „Ja, der meberne Korus wirft auch in unsere Kreise seine Wellen.“

Ruchmmergehmlich.

A. Herr, der im Wortwechsel Kameel genannt wurde, wußtschnaubend: Mein Herr, Kameel — Kameel — das ist zu viel.

B. Na, ich habe nichts dagegen, bitte suchen's sich halt a anderes Wiecheltraus.

Schnadaß ipferl.

Wenn an den Waden Nit ist zu tabeln, Fernen die Waden Stantapen 's Rabein.



Yaron (zu Moses, der einen sehr defekten Regenschirm aufgespannt trägt): „Moses, wochu machste 'ne Lustur?“

„Wie? Ich?“

Yaron: „Na, Du! Als De hoch hast fogar 'n Schirm mit Ventilation!“



Trinker (der in's Wasser gefallen): „Auswendig vertrag' ich's schon — wenn ich nur nie schlud!“

Landstreicher-Humor.



Erster Landstreicher: „Nanu, Du hast ja heute ganze Stiefel an?“

Zweiter Landstreicher: „Ja, der meberne Korus wirft auch in unsere Kreise seine Wellen.“

Ruchmmergehmlich.



A. Herr, der im Wortwechsel Kameel genannt wurde, wußtschnaubend: Mein Herr, Kameel — Kameel — das ist zu viel.

B. Na, ich habe nichts dagegen, bitte suchen's sich halt a anderes Wiecheltraus.

Schnadaß ipferl.



Wenn an den Waden Nit ist zu tabeln, Fernen die Waden Stantapen 's Rabein.